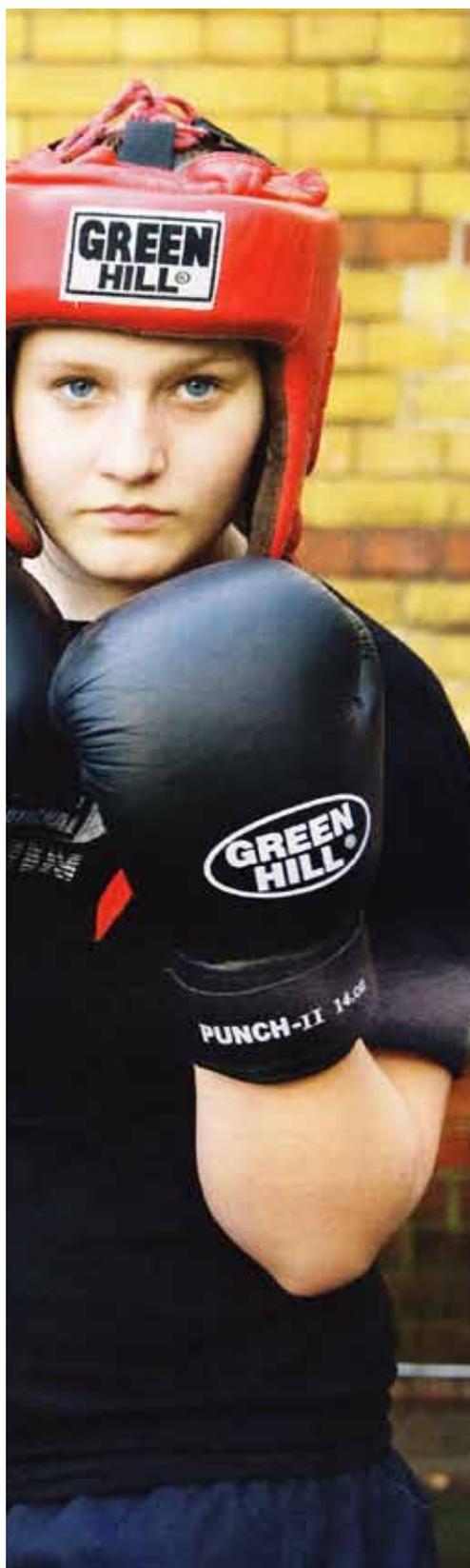


DIE BOX-GIRLS

Sie boxen im Berliner Kiez und im Township Kapstadt. Sie überwinden Schwächen und Ängste und lernen Stärke und Schlagkraft (so wie Celina auf diesem Foto). Alexandra Eul hat ihnen zugesehen und mit ihnen gesprochen, Bettina Flitner hat sie fotografiert. (Foto Vorseite, von links nach rechts: Nele, Celina, Karlotta und Jette.)



Celina betritt die Sporthalle und läuft auf den Box-Sack zu. Sie konzentriert sich, spannt ihren Körper an. Sie neigt sich nach vorne und schlägt mit blanken Fäusten auf das Leder. Jeder Schlag macht ein dumpfes Geräusch. Der Box-Sack gibt nach. Celina fokussiert seine Mitte und boxt, boxt, boxt. Linke Faust, rechte Faust, die Linke, die Rechte. Kein Schmerz. Fokussieren. Links, rechts, links, rechts. Dann tritt sie einen Schritt zurück, den Blick hat sie fest auf den ledernen Gegner gerichtet. „Ich will Profi-Boxerin werden“, sagt Celina, das Box-Girl.

Ein Dutzend Box-Girls sind schon da, zwei Mal in der Woche kommen sie zum Training in die Turnhalle in der ehemaligen Grundschule in Kreuzberg. Zwischen elf und 15 Jahren alt, zwischen 1,60 und 1,75 Meter groß; kräftig, schmächtig, schüchtern, laut.

Die Mädchen trainieren einen Sport, der wie kein anderer mit Männlichkeit und Gewalt assoziiert wird. Aber hier, in der Halle in der Bergmannstraße, machen nicht Männer das Gesetz. Am Rand des Box-Rings liegt ein Paar Box-Handschuhe, daneben ein Armband aus Strasssteinen. Zwischen Sandsäcken und Punching-Bällen stehen Mädchen in kleinen Grüppchen eng beisammen, wie nur Mädchen das tun, wenn sie tuscheln und tratschen. Das Handy in der Hand, Kaugummi kauen, kurz noch eine SMS an die beste Freundin tippen. Gleich geht das Training los.

„Mädels, in den Ring!“ ruft Trainerin Sarah Bitterling. Die drahtige Erzieherin und Studentin der Sozialarbeit geht, trotz ihrer 31 Jahre, mit ihrem zerzausten, kurzen Haar und der Baggy-Hose fast selbst als Box-Girl durch. Aber das täuscht. Sie ist seit sieben Jahren amtierende Punkte- und Ringrichterin, die sowohl Frauen- als auch Männerkämpfe bewertet. Bis vor kurzem war sie sogar die einzige. Doch für die Mädchen ist sie vor allem eine Kumpelin.

Gerade steht es Zwölf zu Null beim Motivations-Kampf Kumpelin gegen trotziges Mädchen. Kein Box-Girl will sich so recht rühren. Bitterling lächelt. So ist das halt.

„Mädels, Vorstellungsrunde für unseren Gast!“ sagt die Trainerin jetzt lauter und klatscht in die Hände. Die Mädchen klettern über die Absperrungsseile und lassen sich auf die dicke, blaue Matte fallen. Draußen ist es warm. Fußball im Park wäre jetzt eine willkommene Alternative. „Dann legt mal los!“, sagt Bitterling aufmunternd.

„Hallo, ich bin Celina, ich bin 15 Jahre alt, komme aus Kreuzberg und boxe seit zwei Jahren“, sagt Celina. „Ich bin Jette.“ – „Ich bin Nur aus Neukölln und

**ICH BIN CELINA.
ICH BIN NUR.
ICH BIN NELE.
ICH BIN DIE TRAINERIN.**

boxe seit neun Monaten“ – „Ich bin Nele, ich bin 15 Jahre alt ...“ Ich bin ... Es geht der Reihe nach. Die Mädchen trainieren hier zwei Monate, neun Monate, mehrere Jahre. Darum geht es hier: Schülerinnen lernen zu boxen, sie entwickeln Körperkontrolle und Teamfähigkeit.

In Europas größtem Box-Verein für Frauen und Mädchen geht es um die alltäglichen Herausforderungen, die für junge Frauen heute eher größer als kleiner sind. Vor allem, wenn sie nicht aus einem privilegierten, aufgeklärten Elternhaus kommen, wo der Lebensweg quasi vor ihnen liegt. In dieser Halle in Kreuzberg sitzen Gymnastinnen neben Hauptschülerinnen. Die Mutigen neben den Schüchternen. Musterschülerinnen neben Aufsässigen, die Stress mit Lehrern und Mitschülern haben. Für die im schlimmsten Fall Gewalt in der Familie oder auf der Straße ein Thema ist. Mädchen aus deutschen, türkischen, russischen, polnischen Familien, die im Berliner Alltag ihren eigenen Weg suchen. Sie sollen lernen, sich im Notfall auch körperlich gegen Angriffe zu verteidigen zu können. Und lernen, wütend zu sein. Nicht alles in sich reinfressen. Nein: Es raus lassen! Schlag für Schlag!



Trainerin Sarah Bitterling lässt nichts durchgehen. Initiatorin Heather Cameron trainiert mit dem südafrikanischen Box-Girl Bongiswa in Atlantis.

Celina hat ihre dunkelblonden Haare zum Zopf gebunden. Damit sie beim Training nicht im Gesicht hängen. Sie boxt, weil sie dabei „Power zeigen kann“. Früher sei sie oft aggressiv gewesen, sagt sie. Heute ist das besser geworden. Celina redet nicht laut, aber mit demselben herausfordernden Ton, den auch ihre Fäuste sprechen. Als wollte sie sagen: Nicht mit mir! Dass sie Boxerin werden will, das habe sie schon immer gewusst. Deshalb

ist sie hier. „Als ich das erste Mal beim Training war, hat die Trainerin den Daumen gehoben und ‚Topf!‘ gesagt.“ Celina hebt stolz das Kinn. Sie boxt nicht nur, sie spielt auch Fußball, erzählt sie. Nur mit der Schule, da ... „Ich gehe in die zehnte Klasse auf eine Hauptschule, aber ich muss jetzt wechseln. Sonst schaffe ich meinen Abschluss nicht.“ Jetzt fällt sie wieder in den Nicht-mit-mir-Ton: „Und danach werde ich Boxerin!“ Bis dahin ist

es aus ihrer Wohnung, in der sie mit ihrem Bruder und den Eltern lebt, noch ein weiter Weg.

„Wenn wir den Einfluss von Frauen in Deutschland vergrößern wollen, brauchen wir auch die Energie der Mädchen aus Kreuzberg“, sagt Heather Cameron. Sie hat den Verein Box-Girls vor zehn Jahren initiiert. Cameron sitzt in einem Café gegenüber der Box-Halle, bestellt eine Apfelschorle und trinkt sie in drei Zügen leer. Sie sei gerade schnell mit dem Fahrrad von der Freien Universität in Dahlem, wo sie als Juniorprofessorin für Integrationspädagogik arbeitet, nach Kreuzberg gefahren, erklärt sie den Zug. Zwölf Kilometer. Außer Atem ist Cameron nicht. Sie fährt sich durch die kurzen schwarzen Haare, redet schnell, redet laut, lacht, wechselt von Deutsch mit kanadischem Akzent ins Englische mit kanadischem Akzent und sagt Sätze wie: „Eine unserer Grundideen ist courage wins!“ Mut gewinnt.

Mit 26 hat Heather Cameron selbst mit dem Boxen angefangen, als sie ihre Doktorarbeit zum Thema „Grenzüberschreitung“ schrieb. „Boxen ist Grenzüberschreitung in der Praxis“, sagt sie. Ende der 90er Jahre zog sie von Toronto nach Berlin, um zu forschen, ein Jahr später gewann sie die Berliner Box-Meisterschaft für Frauen. Heute ist Cameron Professorin, Box-Trainerin, Sozialunternehmerin, alles in einem.

In der Halle wird derweil Basketball gespielt. „Konzentriert euch, nicht so viel sabbeln!“ mahnt Bitterling. Die Mädchen traben aufs Spielfeld. Anpfiff. Einwurf. Los geht's. Auf dem Spielfeld kämpfen sie johlend um den Ball, Sportschuhe quietschen auf dem Parkett. Hier gibt es keine Ersatz-Bank für schwächliche Spielerinnen und auch keine Jungs, die den Ball nicht abgeben oder nur den besten Freund in die Mannschaft wählen. Bitterling beobachtet das Spiel und sagt: „Wir bilden hier Teams!“ Betonung auf dem letzten Wort. Dann deutet sie mit dem Kopf Richtung Spielfeld. „Wie soll das auch ne Mannschaft sein?“

In der Halle in Kreuzberg geht es um Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen. Um Schläge gegen ein Frauen-

bild, in dem Frauen nicht zurückschlagen dürfen. Cameron hat sich noch eine Apfelschorle bestellt. „Wenn wir zeigen, dass Frauen genau so gut boxen können wie Männer, dann ist es für Mädchen auch klarer, dass sie genau so gut Mathe können wie Männer und Politikerin werden können. Sie können tun, was sie wollen. Boxen ist eine der letzten großen Bastionen männlichen Seins. Wenn wir die stürmen, liegt alles andere offen.“ Es sind Mädchen wie Celina, denen Cameron Türen öffnen will.

Angreifen und Verteidigen: die erste Partnerübung nach dem Aufwärmen. Die Box-Girls tragen jetzt alle Boxhandschuhe und haben sich in der Halle verteilt. Celina hat sich mit Nur zusammen getan. Die Mädchen blicken sich konzentriert in die Augen, ihre Umgebung haben sie vergessen, sie lächeln sich herausfordernd an

„ICH HABE DAS ERSTE MAL IN MEINEM LEBEN DAS GEFÜHL, DASS ICH MACHT HABE.“

und tänzeln im Kreis. Beim Amateur-Boxen geht es nicht darum, die Gegnerin K.O. zu schlagen, es geht um Taktik und Technik. „Boxen ist wie Tanzen“, erklärt Bitterling. Celinas Fäuste schnellen nach vorne, immer ganz knapp am Kopf ihrer Partnerin vorbei. Nur neigt sich nach rechts, links, geht in die Hocke und verliert kurz das Gleichgewicht. Nur ruft: „Maaaann, konzentrier dich mal!“ Celina boxt zusehends schneller.

Nur kommt aus Neukölln. Sie ist 15 Jahre alt und besucht die zehnte Klasse eines Berliner Gymnasiums. Nur lacht viel, auch wenn sie nur knapp einer Faust ausweicht. Ihre Eltern kommen aus der Türkei, aber sie ist in Deutschland geboren, erzählt sie. Ihr Bruder boxt seit drei Jahren. Nur wollte auch boxen, richtig boxen, nicht nur kabbeln mit dem Bruder. „Mein Cousin war dagegen,



Initiatorin Heather Cameron findet: Managerinnen brauchen Boxgirls – und Kanzlerin Merkel verlieh ihr 2010 einen Preis für diese Idee.

weil das ein Männersport ist.“ Die Eltern waren dafür.

So einfach ist das nicht immer. „Ich habe auch schon mal ein Mädchen dazu ermutigt, sich eine eigene E-Mail-Adresse einzurichten – was sie dann auch gegen den Willen ihres Bruders getan hat“, erzählt Bitterling. Oder mit Eltern diskutiert, die ihre Töchter so sehr in die Hausarbeit eingespannt haben, dass sie nicht regelmä-

ßig zum Training kommen, geschweige denn ihre Hausaufgaben machen konnten. Die jungen Frauen sollen hier auch lernen, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Nur sagt: „Ich habe das erste Mal in meinem Leben das Gefühl, dass ich Macht habe.“ Nicht die Macht, jemanden zu schlagen. Sondern die Macht über sich selbst.

Was will Nur werden, wenn sie groß ist? Studieren? Eine Ausbildung machen?

Kinder kriegen? In der Turnhalle in Kreuzberg trainieren inzwischen auch Managerinnen, die ihre Antworten auf diese Fragen längst gefunden haben und trotzdem in den Ring steigen. „Diese Frauen und die Mädchen stehen vor derselben Herausforderung“, sagt Cameron. „Wie setze ich mich in einer Männerwelt durch? Wie stehe ich mir selbst nicht im Weg? Wie kann ich Mut und Stärke beweisen?“

Boxen als Frauen-Empowerment – dieses Signal kam im vergangenen Jahr auch im Kanzleramt an. Die Box-Girls sind ein Projekt, „das junge Menschen stark macht und ihnen die Augen für die eigenen Möglichkeiten öffnet“, sagte Angela Merkel mit sichtlichem Vergnügen und über-

CELINA VERLÄSST DEN BOXRING, SICHEREN SCHRITTES UND MIT ERHOBENEM KOPF.

reichte beim Wettbewerb „Startsocial“ den Box-Girls den „Sonderpreis“ der Kanzlerin. Den Preis also, den sie selbst vergibt. Die jungen Boxerinnen hatten den beeindruckten Vertretern aus Politik und Wirtschaft zuvor beim Show-Boxen gezeigt, was sie drauf haben. Mut und Stärke beweisen – eine globale Herausforderung für Frauen. Niemand weiß das besser als die Kanzlerin.

Heather Cameron ist Mitbegründerin der Initiative „Sport for Social Change“, bei der auch Auma Obama mitmacht, die Schwester des amerikanischen Präsidenten. Mit der Unterstützung solcher Netzwerke hat sie das Projekt Box-Girls im Jahr 2007 nach Kenia gebracht. Hunger, sexuelle Gewalt, frühe Schwangerschaft, AIDS, fehlende Schulausbildung – so sieht der Alltag vieler Mädchen in den Slums von Nairobi aus. Woche für Woche trainieren an die 300 Box-Girls in Kariobangi und Kibera. Hier gibt es keine großen Turnhallen wie in Kreuzberg, die

Mädchen boxen in Schulen und auf den Lehm Böden einfacher Steinhäuser. Aber die jungen Frauen sind stolz. Und sie sind eine starke Gemeinschaft.

Seit 2009 trainieren die Box Girls auch im südafrikanischen Atlantis und dem Township Khayelitsha bei Kapstadt. Mit dem Projekt „Assets for change“, für das Cameron jüngst den Young Leader Award der BMW Stiftung bekommen hat, will sie den Frauen hier nicht nur Boxen beibringen, sondern ihre finanzielle Unabhängigkeit via Workshops und Seminare für Mikro-Unternehmerinnen fördern.

„Ich hoffe, dass in zehn Jahren das Box-girls-Netzwerk in vier oder fünf Ländern vertreten sein wird: Deutschland, Kenia, Südafrika, dazu vielleicht noch das Vereinigte Königreich, Kanada, Brasilien oder Vietnam“, schwärmt Cameron entschlossen über die Zukunft von Box-Girls.

Für die Mädchen in Südafrika geht es manchmal um Leben und Tod. Ganz so dramatisch ist es meist nicht mehr in Europa. Obwohl es auch in der Halle in Kreuzberg für die jungen Boxerinnen oft um viel geht.

Letzte Partnerübung. Etwas weiter hinten lehnt Nele an der Wand, die Boxhandschuhe zur Abwehr vors Gesicht gehoben. Nele duckt sich ohne Hast, der Ball prallt von der Wand ab und hüpfert durch die Halle. Die zierliche junge Frau lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Das war früher anders, da war sie schreckhaft und hatte „totale Hemmungen“, überhaupt zuzuboxen. „Das musste ich erstmal lernen“, sagt sie. Wenn es nach Cameron

geht, helfen solche Erfahrungen Nele und all den anderen auch mal bei Bewerbungsgesprächen, zum Beispiel. Zupacken, wenn sich eine gute Chance bietet. Die Kanadierin will ihre Box-Girls zukünftig noch stärker mit Unternehmen vernetzen, die Praktikumsplätze vermitteln oder Ausbildungsstellen vergeben.

„Mädels, in den Ring!“ Diesmal muss die Trainerin nicht klatschen. Die Mädchen hasten auf die Matte und stellen sich im Halbkreis auf. Bitterlings Hände stecken in zwei Prätzen, die sie schnell und abwechselnd hoch schnellen lässt. Die Mädchen neigen sich nach vorne, konzentrieren sich, ihre Körper spannen sich an. Sie boxen, boxen, boxen. Die Linke, die Rechte, links, rechts, je nachdem, welche Hand die Trainerin hochhebt. „Okay, das war’s! Ab nach draußen.“

Celina klettert aus dem Ring. Sie versetzt dem Box-Sack noch einen letzten Schlag. Der Sack pendelt langsam hin und her. Dann dreht sich das Box-Girl um und verlässt die Halle mit selbstsicheren Schritten. Erhobenen Kopfes.

ALEXANDRA EUL 

 **Im Netz**

www.boxgirls.org

 **emma.de**

Susanna Kentikian: die Weltmeisterin (4/07), Der Sprung über die letzte Hürde (3/03), Der Fight der Töchter (4/01), Diana boxt sich hoch (2/01)





Fußballerinnen von Borussia Hannover, Basketballerin Sara, Boxtraining in Berlin: Im Islam gilt der Körper als Gabe Gottes, er soll bewahrt und

INTEGRATION

Die verlorenen Töchter

Einwanderer aus aller Welt prägen den deutschen Sport. Muslimische Mädchen und Frauen sind kaum vertreten. Meist liegt es an den Vorurteilen der Eltern, die die westliche Vereinskultur, mit Sammelduschen und gemischten Gruppen, als Bedrohung für ihre Kinder ansehen.

Sie musste all ihren Mut zusammennehmen, um sich so zu zeigen, mit einem Basketball unter dem Arm, als Sportlerin mit Kopftuch, an einem ihr verbotenen Ort: in einer Turnhalle.

Sara K. versucht zu lächeln. Sie weiß nicht, wie ihr Vater auf das Foto reagieren

wird, er sei ein Mann, dem schnell die Hand ausrutsche, sagt sie. Sara, 20, ist in Berlin geboren, ihr Vater stammt aus Algerien, die Mutter, eine Deutsche, ist zum Islam konvertiert. Die Eltern wollen nicht, dass die Tochter Sport treibt, das gehöre sich nicht für eine Muslimin.

Trotzdem spielt Sara seit Jahren heimlich Basketball und Fußball. Beim Sport fühle sie sich „leicht, unabhängig“. Jetzt will sie nicht mehr länger etwas verstecken, was für andere Frauen in ihrem Alter völlig normal ist: Sport. Sara will, dass ihre Eltern die Leidenschaft ihrer Tochter



gekräftigt werden

akzeptieren. Deshalb gibt es nun dieses Foto in einer Kreuzberger Turnhalle.

„Ich will frei sein“, sagt Sara.

Sport hat in Deutschland ein gutes Image. Er fördert die Gesundheit, die Anstrengungsbereitschaft. Sportvereine gelten als Säulen der Gesellschaft, weil dort im besten Fall Werte vermittelt werden wie Gemeinschaftssinn, Fairplay.

Warum verbieten Eltern ihrer Tochter, Sport zu treiben?

Weil Sport nichts sei für Frauen – mit dieser Haltung wachsen viele muslimische Mädchen in Deutschland auf. 68 Prozent der türkischen Jungen im Alter von 15 Jahren treiben Sport in einem Verein. In der U-17-Nationalmannschaft des Deutschen Fußball-Bundes haben über 30 Prozent der Spieler türkische Wurzeln. Muslimische Männer ringen, boxen, machen Kung-Fu. Den Frauen aber wird ein-

geredet, körperliche Ertüchtigung sei Zeitverschwendung. Besonders Väter aus armen, bildungsfernen Milieus betrachten Sportvereine häufig als Orte schamloser Freizügigkeit, an denen ihre Töchter nichts zu suchen haben.

Musliminnen sind die verlorenen Töchter des Sports. Und ein gutes Beispiel dafür, wie schwierig Integration sein kann, wenn die Welten weit auseinanderliegen.

Laut einer 2009 erschienenen Studie der Technischen Universität Dortmund gehört von den 15-jährigen Türiinnen in Deutschland nur jede fünfte einem Sportclub an. Bei den gleichaltrigen deutschen Mädchen sind es 42 Prozent. In der Sprache der Wissenschaft werden junge Türiinnen deshalb auch als „sportdistanzierte Gruppe“ bezeichnet.

Dabei wachsen die Mädchen mit Sport auf. Auf die Staatliche Europaschule Carl-

von-Ossietzky in Kreuzberg gehen 1200 Kinder, sie stammen aus allen Teilen der Welt, ein wilder Mix der Kulturen. Sport ist für alle Pflicht, auch für Musliminnen.

„Die Mädchen lieben es, sich zu bewegen“, sagt die Sportlehrerin Gabriele Kremkow. Die Eltern dulden den Unterricht, weil sie die Schulausbildung der Töchter nicht gefährden wollen. Allerdings müssten „die Rahmenbedingungen“ stimmen.

„Wir wissen, dass viele Musliminnen aus religiösen Gründen ein Problem damit haben, vor den Augen der Jungs Sport zu machen“, sagt Kremkow. Deshalb ist der Unterricht von der siebten bis zur zehnten Klasse getrennt. Erst in der Oberstufe werden die Klassen gemischt. Von Schülern, die die Abitur machen, könne man erwarten, die „Dinge zu reflektieren“, meint Kremkow.

Sara K. hat vor einem Jahr auf der Carl-von-Ossietzky-Schule Abitur gemacht. Zusätzlich zum Sportunterricht belegte sie Förderkurse in Basketball, trat für ihre Schule bei Volksläufen an. Zu Hause erzählte Sara, sie nehme Nachhilfestunden in Mathematik.

Die Lehrer deckten sie, wenn es Nachfragen der Eltern gab. Kremkow, seit einigen Jahren Mitglied der Schulleitung, steht hinter diesem Vorgehen. „Wir wollen den Mädchen die Chance geben, sich auszuleben.“

Einmal schlugen die Lehrer Saras Mutter vor, die Tochter einem Verein beitreten zu lassen. „Haben Sie schon mal eine Sportlerin mit Kopftuch gesehen?“, entgegnete die Mutter. Damit war der Fall für sie erledigt.

Im Islam gilt der Körper als Gabe Gottes, er soll bewahrt und gekräftigt werden. Jedoch hat Sport in vielen Ländern der islamischen Welt nicht die gesellschaftliche Bedeutung wie in westlichen Staaten. Es gibt oft keine Breitensportkultur. In der Türkei, der bei Olympischen Spielen erfolgreichsten Nation mit muslimischer Bevölkerung, sind nur zwei Prozent der Menschen in Sportvereinen organisiert. In Deutschland sind es 34 Prozent.

Das deutsche Vereinswesen wird in vielen Einwandererfamilien als fremdartig empfunden. Vor allem die Väter betrachten Sportclubs nicht als Angebot für ihre Töchter, sondern als Bedrohung.

Umet E. ist ein kleiner Mann mit Halbglatze. Er arbeitet als Hausmeister in Berlin. Er lebt schon lange in Deutschland, spricht mit seiner Frau und seiner Tochter Deutsch, sie gucken deutsches Fernsehen. Die Tochter ist zwölf Jahre alt. Sie hat in der Schule Schwimmen gelernt. Neulich fragte sie, ob sie nun auch in einen Schwimmverein eintreten dürfe.

Umet sagt, es sei wichtig für ein Kind, richtig gut schwimmen zu können. Aber niemals werde er dulden, dass seine Toch-

ter in einem Verein trainiert. Ein fremder Mann könne sich ihr nähern. Das ist die eine Angst, die ihn umtreibt. Er fürchtet aber auch die Reaktion von Freunden und Verwandten. „Sie alle würden Scham empfinden, wenn unsere Tochter vor den Augen deutscher Männer in einem Badeanzug herumspringt.“ Die Familie wäre entehrt, er, der Vater, würde das Gesicht verlieren, das Leben in der Community wäre vorbei, sagt Umet.

Die Politik sieht den Sport seit Jahren als idealen Vermittler zwischen den Kulturen. In der Nationalmannschaft spielen Profis mit Wurzeln in der Türkei, in Polen, in Tunesien. Zum deutschen Team bei den Olympischen Spielen 2008 in Peking gehörten 39 Athleten mit Migrationshintergrund. „Vereine sind Schulen der Demokratie, in denen Migranten unsere Sprache, Kultur und Verhaltensweisen kennenlernen können“, sagt die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung Maria Böhmer. Bundeskanzlerin Angela Merkel ließ sich voriges Jahr nach einem Länderspiel in Berlin mit dem Fußballer Mesut Özil in der Mannschaftskabine ablichten. Der Mittelfeldspieler, dessen Großeltern aus der Türkei einwanderten, gilt als Sinnbild für gelungene Integrationspolitik.

Die Aussage des Fotos lautet: Na bitte, geht doch!

Jetzt böte sich der Kanzlerin ein neues Motiv. Ende Juni beginnt in Deutschland die Fußball-Weltmeisterschaft der Frauen. Zum deutschen Team gehört auch die Muslimin Fatmire Bajramaj, 23, die mit ihrer Familie aus dem Kosovo nach Deutschland kam.

Nach dem Vormittagstraining sitzt Bajramaj in einem Café in Potsdam. Sie ist perfekt gestylt, trägt hohe Schuhe. Ihr Vater habe nicht gewollt, dass seine Tochter Fußball spielt, erzählt sie. „Die dreckigen Klamotten, die Fahrten zu Auswärtsspielen, die Jungs am Spielfeldrand, für ihn gehörte sich das alles nicht.“

Bajramaj trainierte heimlich beim DJK/VfL Giesenkirchen mit und fälschte später die Unterschrift ihres Vaters für ihren ersten Spielerpass. „Nein bedeutet nein, so ist das bei muslimischen Vätern“, sagt sie, „trotzdem hatte ich den Mut, mich aufzulehnen. Ich sagte: Stopp, ich mach jetzt mal was anderes, ich spiele Fußball. Dieser Schritt war extrem. Aber als meine Schwindelei aufflog, war mein Vater überrascht, wie gut ich kicke.“

Schon mit 17 Jahren wurde Bajramaj in das Nationalteam berufen. Die Mittelfeldspielerin des 1. FFC Frankfurt gehört zu den wenigen Profis im Frauenfußball. Ihre Religion, ihr Glaube habe ihr nie im Weg gestanden. „Ich verstehe mich als moderne Muslimin“, sagt Bajramaj, „ich bete regelmäßig und faste, aber ich gehe auch mal feiern oder trinke ein Glas Sekt.“

Bajramaj ist seit zwei Monaten Integrationsbotschafterin des Deutschen Fußball-Bundes. Sie hält in Schulen Vorträge über die persönlichkeitsbildende Kraft des

„Alle würden Scham empfinden, wenn unser Kind in einem Badeanzug herumspringt.“

Sports. Die Integrationsbeauftragte Maria Böhmer wünscht sich, dass mehr Musliminnen den Weg Bajramajs einschlagen. Für die CDU-Frau ist das auch „eine Frage der Gleichberechtigung“.

Seit 1989 finanziert die Politik das Programm „Integration durch Sport“. Jährlich fließen dafür 5,4 Millionen Euro vom Innenministerium an den Deutschen Olympischen Sportbund, der das Geld an ausgewählte Sportvereine weiterreicht, die Integration als Vereinsziel verstehen.

In den Clubs werden die Mittel zur Finanzierung unterschiedlicher Maßnahmen verwendet, zum Beispiel zum Aufbau spezieller Anlaufstellen für Migranten, für Ausflüge oder gezielte Trainerausbildung.

Seit 2008 trifft sich im Innenministerium in Berlin auch regelmäßig eine Arbeitsgruppe, die Strategien dafür entwickeln soll, wie Sportclubs für Einwanderer attraktiver werden können. Das Dialogforum „Sport“, zu dem Politiker, Wissenschaftler und Verbandsfunktionäre gehören, ist eines von elf Projektgremien

des Nationalen Integrationsplans, kurz NIP. Vor zwei Jahren wurde von der Berliner Runde eine Broschüre mit dem Titel „Interkulturelle Öffnung

im Sport“ verfasst, in der unter anderem steht, dass Vereine bei Feiern auf Schweinefleisch verzichten sollten. Auch sei der Verkauf von alkoholischen Getränken und gelatinehaltigen Produkten wie Gummibärchen im Vereinslokal zu überdenken. „Kultursensible Verpflegung“ nennt sich diese Anregung.

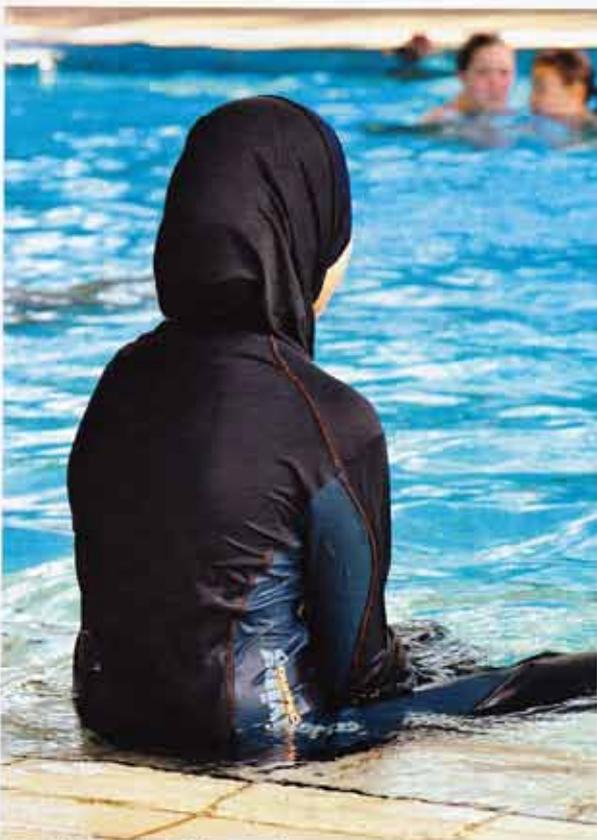
Schwer zu sagen, ob solche Maßnahmen Musliminnen erreichen.

Der klassische deutsche Sportclub, mit Sammelduschen und gemischten Jugendgruppen, ist für muslimische Mädchen und Frauen kein einfacher Ort. Der Islam bildet für sie die Klammer, innerhalb deren sich das ganze Leben abspielt. Bekleidungs Vorschriften und die Geschlechtertrennung gelten auch im Sport.

In Badeanstalten prallen die Welten häufig aufeinander. Deutsche Frauen schwimmen im Bikini, Musliminnen im Burkini. Viele können sich den rund 100 Euro teuren Ganzkörperanzug jedoch nicht leisten. Deshalb kommt es immer wieder zu kleinen Katastrophen.

Vor zwei Jahren gab es Ärger mit muslimischen Schwimmerinnen in Wolfsburg. Sie erschienen in Leggings und T-Shirt zum Schwimmkurs in einer städtischen Badeanstalt. Der Bademeister holte die Frauen aus dem Wasser. Ein Mädchen habe sein Hemd noch im Becken abstreifen müssen. Das Kind brach in Tränen aus.

Ein bedauerlicher Vorfall, sagt Dieter Kuhfeld, Geschäftsbereichsleiter Sport & Bäderverwaltung im Wolfsburger Rathaus. „Aber Sie sollten mal im Sommer in unsere Freibäder kommen und sich angucken, wie verhält da manche Musliminnen rumsit-



Muslimin im Burkini: Welten prallen aufeinander

zen.“ Die Stadt hat Schilder aufstellen lassen. Leggings und T-Shirts sind im Schwimmbekken jetzt offiziell verboten.

Es werden künftig wohl weniger Musliminnen zum Schwimmen kommen.

Badeanstalten, Turnhallen und Fitnessstudios sind Brennpunkte der multikulturellen Gesellschaft. Vor allem Musliminnen fühlen sich oft ausgegrenzt.

„Wenn eine Frau mit Kopftuch irgendwo putzt, ist das für alle Deutschen völlig normal. Aber beim Sport wird man angeschaut wie ein Alien“, schimpft die Fitnesstrainerin Emine Aydemir aus Köln. Sie hat jahrelang in verschiedenen Studios gearbeitet. Die Türkin trägt auch beim Sport ein Kopftuch. Deshalb musste sie sich Blicke und dumme Sprüche gefallen lassen. Vor vier Jahren hatte sie es satt. Aydemir eröffnete das erste Fitnessstudio für Musliminnen. Im „Hayat“ im Kölner Bezirk Ehrenfeld gibt es Einzelduschen, getrennte Umkleidekabinen und einen kleinen Gebetsraum. Männer haben keinen Zutritt.

Überall in Deutschland sprießen kleine Clubs, die auf die speziellen Bedürfnisse der Musliminnen zugeschnitten sind. Aber ist das Integration, wenn die Frauen unter sich bleiben?

Dieter Schwulera hat auch lange an die Wirkung von Integrationsmodellen geglaubt. 15 Jahre lang war er Integrationsreferent im niedersächsischen Innenministerium. Jetzt ist er in Rente und sagt: „Das wahre Leben ist etwas ganz anderes als das, was die Politik in Pläne und Konzepte presst.“

Schwulera ist Vorstandschef von Borussia Hannover. Das Clubgelände liegt in Vahrenheide, einem Stadtteil, in dem jeder Zweite einen Migrationshintergrund hat. 80 Prozent der Jugendlichen des Vereins stammen aus Zuwandererfamilien. Die meisten davon spielen Fußball.

Integration lasse sich nicht verordnen, sagt Schwulera. „Es passiert automatisch und nebenbei – wenn wir Glück haben.“ Der Borussia-Vorsitzende zieht jedes Jahr durch die Grundschulen in der Umgebung und wirbt bei muslimischen Eltern für seinen Verein. „Viele Migranten kennen das System Breitensport aus ihrer Heimat ja nicht“, sagt er. Also erklärt der Clubchef, warum Eintrittsformulare, Beiträge oder Spielerpässe nötig sind. Und dann zeigt er den Eltern, dass die Borussia ein Verein ist, der sich auch den Be-



Nationalspielerin Bajramaj: „Ich hatte den Mut, mich aufzulehnen“

dürfnissen der Musliminnen anpasst. Im Clubhaus gibt es abschließbare Umkleideräume und getrennte Duschkabinen, die nur von einer Seite aus zugänglich sind. „Das nimmt den Eltern die Angst“, sagt Schwulera.

In den fünf Frauen- und Mädchenteams von Borussia Hannover kicken mittlerweile auch rund 50 muslimische Mädchen.

Wissenschaftler streiten darüber, ob der Sport überhaupt Integrationseffekte

„Beim Sport wird eine Frau mit Kopftuch angeschaut wie ein Alien.“

hat. Der Soziologe Michael Mutz von der Freien Universität in Berlin beschäftigt sich seit vier Jahren mit Migranten im Sport. Die Zugehörigkeit zu einem Verein steigere weder „die Anstrengungsbereitschaft in der Schule“, noch sei erkennbar, dass die „Gewaltbereitschaft“ sinke. „Da sind die Hoffnungen der Politik und der Verbände überzogen und unrealistisch“, sagt Mutz.

Heather Cameron sieht das anders. Die Kanadierin ist Professorin für Integrationspädagogik. Sie lebt seit 14 Jahren in Neukölln, war Berliner Stadtmeisterin im Boxen. Vor sechs Jahren gründete sie

den Verein Boxgirls. Cameron nennt das Trainingsgym ihr „Labor“. Es ist nicht größer als ein großzügiges Wohnzimmer. An der Wand hängt ein Poster von Rocky Balboa, von der Decke baumeln zehn Boxsäcke an Eisenketten. Einige der Mädchen und Frauen, die hier trainieren, tragen Kopftuch. Manche der Frauen haben im Camp die ersten Brocken Deutsch gelernt, obwohl sie schon lange in Deutschland leben. „Wenn sich eine Muslimin im Ring durchsetzt, überwindet sie eine Grenze. Das kann sich auch auf das Leben außerhalb der Halle übertragen“, sagt Cameron.

Boxen ist ein Sport, den muslimische Eltern noch am ehesten für ihre Töchter dulden. Aus praktischen Erwägungen. „Der Unterschied zu anderen Sportarten ist, dass die Eltern Boxen nicht als Spiel oder als Unterhaltungssport ansehen. Für sie ist Boxen eine Chance für ihre Tochter, ihre Ehre zu verteidigen. Das ist den Vätern wichtig. Deswegen erlauben sie den Mädchen das Training“, sagt Cameron.

Manchmal geht die Trainerin selbst zu den Migrantenfamilien nach Hause, wenn dort die Vorbehalte gegenüber ihrem Verein zu groß sind. Sie erklärt dann, dass Männer nur mit Anmeldung ins Boxcamp dürften, dass es getrennte Umkleiden gebe, dass hier niemand sein Gesicht verliere.

Sara K., die heimliche Sportlerin aus Neukölln, hätte ein Umfeld wie das der Boxgirls gebraucht. Aber sie war allein. Allein mit dem absurden Konflikt, in einer Welt zu leben, in der Sport etwas ganz Normales ist – aber nicht für sie.

Irgendwann rebellierte Sara gegen die enge Welt ihrer Eltern. Mit allen Schwierigkeiten, die das Leben in Neukölln für eine junge Muslimin so bereithält. Mittlerweile hat sie sich wieder gefangen. Sara will Kunst studieren. Ihre Eltern haben andere Pläne. Kürzlich reisten sie mit der Tochter nach Algerien. Dort musste Sara heiraten, ihren Großcousin. Er wird bald nach Berlin nachkommen. Bis dahin jobbt Sara tagsüber in einem Callcenter und abends als Zimmermädchen in einem Hotel.

Vielleicht kann der Sport künftig wenigstens eine Ablenkung für sie sein.

LUKAS EBERLE, SEBASTIAN EDER, CATHRIN GILBERTY